

Werner Frick / Günter Schnitzler (Hg.)

**Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Künste**

Leseprobe  
(c) Rombach Verlag

ROMBACH WISSENSCHAFTEN

Leseprobe  
(c) Rombach Verlag

Werner Frick / Günter Schnitzler (Hg.)

# Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Künste

Leseprobe  
(c) Rombach Verlag

Auf dem Umschlag: Otto Dix: Graben bei Aubérive, Kreide 1916,  
Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden,  
Foto: Herbert Boswank

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017. Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien

1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Isabell Oberle (B.A.)/Dr. Friederike Wursthorn

Umschlag: Bärbel Engler, Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien

Satz: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG, Freiburg im Breisgau

Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG, Freiburg im Breisgau

Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-9829-4

## Inhalt

Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Künste . . . . .	7
CHRISTOPHER CLARK	
Perspektiven zur Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs . . . . .	9
JÖRN LEONHARD	
»Ihr seid besiegt noch vor der Niederlage« Schriftsteller im Ersten Weltkrieg zwischen Euphorie und Desillusion . . .	27
WERNER FRICK	
»I have a rendezvous with Death« Gedichte von den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs . . . . .	53
ACHIM AURNHAMMER	
Die Sprache des Krieges Karl Kraus: <i>Die letzten Tage der Menschheit</i> . . . . .	95
ROLF G. RENNER	
Von der Westfront in den Kaukasus Ernst Jüngers <i>Kriege</i> . . . . .	123
GESA VON ESSEN	
Kritische Retrospektiven (Anti-)Kriegsromane der Weimarer Republik . . . . .	147
JOACHIM GRAGE	
Klabunds literarisches Kriegskino . . . . .	175
BARBARA KORTE	
Philip Gibbs: Ein britischer Kriegskorrespondent im Ersten Weltkrieg . . . . .	199

ANGELI JANHSEN

Paul Klee

Am Krieg vorbeisehen ..... 221

HARTMUT KRONES

Private und künstlerische Reaktionen österreichisch-ungarischer

Komponisten auf den Ersten Weltkrieg ..... 265

ECKHARD JOHN

über alles

Zur Kriegstauglichkeit von Liedern ..... 299

THOMAS KOEBNER

*The Big Parade* (1925)

Antikriegsfilme über den Ersten Weltkrieg ..... 335

Leseprobe  
(c) Rombach Verlag

## Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Künste

Kaum ein Ereignis ist in den letzten Jahren derart intensiv wissenschaftlich erforscht worden wie der Erste Weltkrieg, »the great seminal catastrophe of this century«,<sup>1</sup> der sich in der Einschätzung der Historiker nicht vom Zweiten Weltkrieg und dessen noch bei weitem verheerenderen Unmenschlichkeiten trennen lässt. Die Gründe für das Eintreten des Ersten Weltkrieges und die verschiedenen Schuldzuschreibungen sind minutiös untersucht und zuweilen durchaus unterschiedlich bewertet worden, ebenso die entfesselte Kraft der Materialschlachten und Stellungskriege mit ihren horrenden Opferzahlen wie die (partiell dilettantischen oder aber auch machtgesteuerten und zynischen) diplomatischen Bemühungen der Epoche mit am Ende möglicherweise verhängnisvollen, das fürchterliche Künftige antizipierenden Verträgen und Diktaten.

Aber nicht allein auf der Ebene der realen ›Geschensabfolge‹, also der politischen und militärischen Ereignisse mit ihren zerstörerischen Kräften, hat der Erste Weltkrieg die Interpreten herausgefordert und zu kontroversen Deutungen veranlasst. Kaum weniger Grenzsprengendes hat sich vielmehr auch auf dem Feld der Literatur und der Künste ereignet, die das katastrophale Kriegsgeschehen mit ihren eigenen Ausdrucks- und Deutungsmitteln in den Blick nahmen und dabei mitunter Perspektiven auf das epochale Geschehen eröffneten, die sich von der offiziellen Diktion und ›Logik‹ der Politik und der Generalstäbe signifikant unterschieden. An dieser bedeutenden Nahtstelle setzt die vorliegende Publikation an, die die historischen Ereignisse und Entwicklungen des Ersten Weltkrieges zwar im Fokus hält, insbesondere aber nach ihren Kommentierungen, Spiegelungen und Brechungen im Medium der Künste fragt und dabei einen notwendig interdisziplinären Zugang wählt: Literatur, Publizistik, Bildende Kunst, Musik und Film kommen so als wirkmächtige Medien der Erörterung eines bedrängenden welthistorischen Geschehens zur Geltung, dessen Folgen immer noch, auch in unserer Gegenwart, unabsehbar walten. Auch deshalb kann die Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges nicht allein als Aufgabe der Historiker betrachtet werden.

Der vorliegende Band geht größtenteils auf eine Vortragsreihe innerhalb der Samstags-Universität der Universität Freiburg zurück, die von den

---

<sup>1</sup> George F. Kennan, *The Decline of Bismarck's European Order. Franco-Russian Relations, 1875–1890*, Princeton 1979, S. 3 (Hervorh. im Original).

beiden Herausgebern konzipiert und durch das Studium generale und das Deutsche Seminar der Albert-Ludwigs-Universität gemeinsam ausgerichtet wurde. Die in völlig überfüllten Hörsälen gehaltenen Vorträge legten eine Veröffentlichung nahe; sie sind für den Druck eingerichtet und dabei gelegentlich erweitert worden. Die Herausgeber danken allen Beiträgerinnen und Beiträgern für ihre engagierte Mitwirkung und dem Freiburger Publikum für sein außerordentlich reges Interesse.

Werner Frick

Günter Schnitzler

Leseprobe  
(c) Rombach Verlag



CHRISTOPHER CLARK

## Perspektiven zur Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs\*

Am frühen Vormittag des 28. Juni 1914, als der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie Chotek am Sarajevoer Bahnhof ankamen, um der Hauptstadt Bosniens einen feierlichen Besuch abzustatten, herrschte in Europa Frieden. Und hätte man die am besten informierten Staatsmänner des Kontinents – das waren damals natürlich alles Männer, und vielleicht war das ein Teil des Problems – an jenem Vormittag gefragt, wie groß sie das Risiko eines europäischen Krieges einschätzen würden, dann hätte die Mehrzahl oder wohl alle von ihnen geantwortet, ein kontinentaler Konflikt sei in den letzten 18 Monaten unwahrscheinlicher geworden. Schließlich hatte man die Balkankriege der Jahre 1912 und 1913, schreckliche und sehr blutige Kriege, die einen großen Zoll an Blut und Geld verschlungen hatten, überwunden, ohne einen großen europäischen Krieg auszulösen. Und Margaret MacMillan hat in ihrem Buch zum Ausbruch dieses Krieges von der Sequenz der Krisen der Vorkriegszeit gesprochen und meinte, diese lange Krisensequenz habe die damaligen Menschen nicht wacher für die Gefahren eines großen Krieges gemacht, sondern eher eingeschläfert. So stellte sich die Überzeugung ein, man könne mit Krisen umgehen, man könne ohne Gefahr Krisen bewältigen, und genau das, so Margaret MacMillan, habe die Krisenanfälligkeit des Systems in paradoxer Weise verschärft.

Wenn damals stärkere Spannungen zwischen den europäischen Großmächten zu verzeichnen waren, betrafen diese die Verhältnisse innerhalb der beiden Bündnisblöcke, nicht aber diejenigen zwischen Entente und Dreibund. »Seit ich am Foreign Office bin«, schrieb Arthur Nicolson, ein hoher Funktionär am britischen Foreign Office Anfang Mai 1914, »habe ich keine so ruhigen Gewässer erlebt«<sup>1</sup> – es handelt sich hier gewiss nicht um eine Sternstunde der diplomatischen Prognose.

---

\* Bei diesem Beitrag handelt es sich um die genaue Wiedergabe meines Vortrags vom 22. November 2014 im Studium generale der Universität Freiburg; auf den wissenschaftlichen Apparat wurde in den Fußnoten verzichtet.

<sup>1</sup> Zit. nach Christopher Clark, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog* (Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz), 11. Aufl. München 2013 (Originalausgabe: *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012), S. 408.

37 Tage nach dem Doppelattentat in Sarajevo befand sich Europa jedoch in einem Krieg, der zu einem Weltkrieg ausarten sollte. Und dieser Krieg ist zu Recht, von George F. Kennan zuerst, als die ›Urkatastrophe‹ des 20. Jahrhunderts bezeichnet worden. Der Begriff ›Urkatastrophe‹ wird inzwischen deshalb kontrovers gesehen, weil dieser Krieg natürlich nicht für alle Völker und Nationen eine Urkatastrophe bedeutet. Für Polen ist der Krieg keine Urkatastrophe gewesen, weil es durch ihn zur schwierigen Wiedergeburt des polnischen Nationalstaates kam. Auch für die Australier ist der Krieg als Initiation des Gründungsaktes der Nation, der ersten großen politischen Tat der vereinigten australischen Nation, keine Urkatastrophe. Die australische Nation gibt es erst seit 1901. Bis dahin bestand Australien aus einer losen Ansammlung von Kolonien, die getrennt von London aus regiert wurden. Erst 1901 entstand dieser Staat und in diesen Krieg ging man aus freien Stücken. Dieser Schritt ist das, was man damals die Feuertaufe der Nation genannt hat. Die 60 000 Australier, die auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges gekämpft und ihr Leben gelassen haben, sind ausnahmslos Freiwillige gewesen.

Wenn also auch dieser Krieg nicht unbedingt für alle Staaten eine Urkatastrophe gewesen sein mag, so ist dennoch dieser Begriff meines Erachtens treffend, wenn man an das ganze Gift denkt, das durch diesen Krieg in das globale System, in die Politik des europäischen Kontinents ausgeschüttet wurde. Dieser Krieg verschlang vier große Reiche: das russische, das deutsche, das österreichisch-ungarische und das osmanische Vielvölkerreich. Viel wichtiger: Er verschlang auf seinen zahlreichen Schlachtfeldern die Leben 10 000 000 junger Männer, das ist eine etwas grobe Zahl. Zu den vielen verheerenden Verwundungen, die im visuellen Gedächtnis dieses Krieges eine prägende Rolle gespielt haben, gibt es bis heute keine zuverlässige Gesamtstatistik, aber die Schätzungen schwanken zwischen 15 und 21 000 000, und ich meine hier nicht leicht verwundete Männer, die im Theater vor Ort behandelt wurden – die sind nie gezählt worden –, sondern von schwer verwundeten Männern. Und Menschen meiner Generation aus Australien beispielsweise – das ist in Deutschland sicherlich nicht anders – erinnern sich an ältere Männer aus der Kindheit, Verwandte oder Freunde der Familie, die die Nachwirkungen dieser Verwundungen noch mit sich trugen und tragen sollten bis ins Grab.

Aus diesem epochalen Desaster, betont der amerikanische Historiker Fritz Stern, ergaben sich alle folgenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts.<sup>2</sup> Der

---

<sup>2</sup> Vgl. ebd., S. 9.

Aufstieg und die Machtergreifung des Faschismus in Italien ist ohne diesen Krieg kaum vorstellbar, ebenso wenig die Oktoberrevolution im Russischen Reich. Dagegen hatten viele Zeitgenossen doch so etwas wie die Februarrevolution vorausgesehen – der Kollaps der Autokratie begleitet von einer Machtübernahme durch eine lose Gruppe von mittleren Duma-Parteien, zu denen sich vielleicht noch rechte Sozialdemokraten gesellt hätten, man wusste ja um die Fragilität des Zaristischen Staates. Aber die Oktoberrevolution der Bolschewiken und die darauffolgende Erstellung eines Einparteienstaats war ein Phänomen neuer Art, das es in der Weltgeschichte bis dahin niemals gegeben hatte, und der folgende Russische Bürgerkrieg, der wiederum mindestens 5 000 000 Menschenleben verschlang, wäre ohne diesen Krieg wohl niemals eingetreten. Ohne diesen Krieg wäre es auch nicht zu dem Siegeszug des Nationalsozialismus gekommen. Jedenfalls ist es schwer sich vorzustellen, dass die deutsche Geschichte einen solchen Weg ohne die titani-schen Anstrengungen des Krieges, der Niederlage und der darauffolgenden politischen Konsequenzen genommen hätte. Und dies bedeutet auch, dass der Holocaust ohne diesen Krieg nicht in der bekannten Form gekommen wäre. Mein ehemaliger Cambridger Kollege, Adam Tooze, nun an der Yale University lehrend, hat jüngst ein Buch geschrieben, *Sintflut* (2015), dessen zentrale These lautet: Dieser Krieg habe das gesamte internationale System aus den Fugen gehoben. Er schreibt von einem »Aus den Angeln heben« (»unhinging«) der globalen Politik mit fatalen Konsequenzen, mit denen wir zum Beispiel im Nahen Osten noch heute leben müssen.

Aus all diesem geht hervor, dass der Frage nach den Ursachen dieses Krieges ein besonderes Interesse zukommt. Nun bin ich natürlich nicht der erste, der gemerkt hat, dass dies eine interessante Frage ist. Die Debatte um die Entstehung des Krieges ist vielmehr alt, so alt wie der Krieg selbst, ja sie ist sogar älter, denn die Kontroverse darüber, wer am Ausbruch dieses Krieges schuld ist, fing an, bevor die ersten Schüsse überhaupt gefallen waren. Und es ist wirklich erstaunlich zu sehen, wie viele selbst der komplexesten und interessantesten Argumente in der Sekundärliteratur man schon auf den Lippen der Staatsmänner finden kann, die diesen Krieg auf die Welt gebracht haben. Seitdem hat natürlich, wie man weiß, ein jahrhundertlanges Gespräch unter den Historikern stattgefunden. Entstanden ist daraus ein breit gefächertes, internationales, differenziertes, zu moralischen Urteilen tendierendes und vor allem sehr umfangreiches Schrifttum, ein literarisches Erbe, das in der Geschichte der Geschichtsschreibung wohl einmalig ist. Es scheint beinahe nichts anderes zu geben als diese Debatte um den Ausbruch dieses Weltkrieges, und das ist in der Geschichtsschreibung überhaupt wirk-

lich einmalig. Der U.S.-Historiker John W. Langdon hat in seinem 1990 bei Oxford University Press erschienenen Buch *The Long Debate* geschätzt, es gebe inzwischen 25 000 einschlägige Bücher und Artikel darüber, und er meinte nicht die gesamte Literatur, sondern »nur« die 25 000 Items, die man unbedingt lesen müsse, um dieses Thema zu beherrschen. Und die Schreibflut hat seitdem nicht nachgelassen, eher im Gegenteil, denn in den letzten Jahren und gerade gegenwärtig sind wichtige Werke erschienen, die neue Einsichten bieten und neue Akzente setzen, u.a. von Freiburger Historikern, und ich meine natürlich das große Werk von Jörn Leonhard *Die Büchse der Pandora*. Und ich bin sicher, dass auch künftig noch viele weitere solcher bedeutsamen Untersuchungen erscheinen werden.

Als die britische Schriftstellerin Rebecca West, Verfasserin einer tief sinnigen Studie zum Ort des Balkans in der europäischen Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts, nach Sarajevo fuhr, um die Orte zu finden, wo der Krieg ausgelöst wurde, ging sie mit ihrem Mann, oder man muss sagen mit einem ihrer Männer – sie hatte mehrere – auf den Balkon des ersten Stocks des Sarajevoer Rathauses, jener Balkon, wo der Erzherzog zum letzten Mal einen Blick über diese schöne Stadt warf, und sagte zu ihrem Mann: »Ich werde nie begreifen, wie es passieren konnte.« Sie hob hervor, dass wir nicht zu wenig darüber wissen, dass es nicht zu wenige Informationen gebe, »vielmehr gibt es zu viele.«<sup>3</sup> Das war im Jahre 1937 und heute wissen wir natürlich sehr viel mehr. Wer sich an diesem Thema versucht, muss also mit skeptischen Fragen seitens der Kollegen rechnen. ›Warum schreibst du ausgerechnet über dieses Thema?‹, lautete die typische Einwendung einer Kollegin aus meinem eigenen College übrigens, als sie erfuhr, dass ich ein Buch zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges plante, ›das ist doch alles bis zum Erbrechen aufgeklärt worden.‹ Das ist ja eine Eigenart der Kollegen, vielleicht gerade in Cambridge, gerade dann, wenn man mit den Tücken eines komplexen Problems ringt, mit raffinierten Zersetzungsparolen zu kommen.

Es gibt aber eine Antwort auf die Frage: Die Debatte mag alt sein, aber das Problem, das ihr zugrunde liegt, ist noch frisch. Es ist heute in mancher Hinsicht vielleicht sogar frischer als noch vor 20 oder 30 Jahren. In den 1970er Jahren, als ich diesem Thema als Schüler auf dem Gymnasium in Sydney zum ersten Mal begegnet bin, hatte sich um den Ausbruch dieses Weltkrieges ein gewisser, was man auf English einen ›period charme‹ nennt, entwickelt. In den herrlichen Populärhistorien von Barbara W. Tuchman *August*

<sup>3</sup> Zit. nach ebd., S. 709.

1914 (*The guns of August*) oder *Der stolze Turm (The Proud Tower)*, Bücher, die auch hier zu Lande viel gelesen wurden und noch werden, erschienen die Krisenjahre des Vorkriegs wie ein farbenreiches Historiengemälde. Tuchman stellt prächtige Uniformen, seltsame Sitten, exzentrische Persönlichkeiten liebevoll dar, schildert zum Beispiel Lord Salisbury auf dem Weg zum britischen Unterhaus auf seinem Dreirad sitzend, das er selbst hergestellt hatte, geschoben von seinem Valet James, denn es musste geschoben werden, weil das Gefährt keine Pedale hatte. Und sie beschreibt, wie er die kleinen Hügel in St. James Park mit flatterndem Frack hinunterrollte. Sehr genau geht sie auch auf die Willkürlichkeiten der Habsburger Hofetikette ein, schildert, welche Babys zum Beispiel in welchen Reihenordnungen am Hof präsentiert werden durften, geht auf die extravaganten Speisekarten bei Galadinnern und überhaupt auf das ein, was David Cannadine den Ornamentalismus dieser Welt nannte. Und darauf wurde immer wieder hingewiesen, und die Annahme verfestigte sich unbemerkt, es seien wohl Menschen aus einer verschollenen und vielleicht auch todgeweihten Welt gewesen. Wenn ihre Helme mit riesigen grünen Straußenfedern geschmückt waren, dann waren vielleicht auch ihre Gedanken und Ideen mit solchen Ornamenten ausgestattet. Das seien wohl keine Zeitgenossen gewesen, sondern gestrige Menschen, Ideen und Argumente, die mit der heutigen Welt wenig gemein haben und uns nicht direkt ansprechen können.

Wirft man jedoch erneut ein Auge auf die Ereignisse der Sommerkrise 1914, dann ist man doch erstaunt von der hohen Aktualität, von der Modernität des Geschehens. Die Krise fing nämlich mit einem Autokorso an. Vergewärtigt man sich das Bild der Wagen auf dem Appel-Kai in Sarajevo, dann fühlt man sich an Dallas im November 1963 erinnert. Es ist geradezu unmöglich, die Ereignisse im Kopf durchzuspulen, ohne diesen flackernden Film vom Attentat in Dallas im Hinterkopf zu haben. Ausgeführt wurden die Morde von einer Gruppe von Selbstmordattentätern, und das im wirklichen Sinne, denn die jungen Männer – es waren ja sieben an der Zahl – die sich in Sarajevo versammelt hatten, um den Thronfolger niederzustrecken, waren ja nicht nur mit Bomben und Pistolen ausgestattet, sondern auch mit Zyankali, mittels dessen sie laut Anweisung nach Erledigung ihrer Aufgabe sich das Leben nehmen sollten. Und die beiden aktivsten Kommandos Nedeljko Čabrinović und Gavrilo Princip haben beide versucht, sich das Leben zu nehmen. Das hat zwar nicht geklappt, weil das Gift eine schlechte Qualität hatte, aber sie haben es beide versucht.

Und diese sieben sehr jungen Männer, enthaltsam in ihrem Lebenswandel, freuten sich nicht über Gewalttätigkeit; das waren keine natürlichen

Killer«, sondern Idealisten, reich an Idealen und arm an Erfahrung, geprägt von jener naiven Ernsthaftigkeit, die den idealen Nährstoff für alle irredentistischen Bewegungen bildet. Sie waren Terroristen nach dem damaligen Begriff, sind allerdings nicht vergleichbar mit den sadistischen Exkleinverbrechern, die heute im Namen eines pseudoreligiösen Extremismus durch selbstgezündete Bomben Frauen, Kinder und Männer mit in den Tod reißen. Ihre Gewalt war auf die menschlichen Träger der Staatsmacht gerichtet. In aller Wahrscheinlichkeit wollte Gavrilo Princip nicht mal die Erzherzogin treffen, sondern den Landeschef Potiorek, verhasst unter den serbischen Nationalisten im damaligen Bosnien-Herzegowina, der der Erzherzogin gegenüber saß, umbringen. Er ist wohl schon von einigen Mitgliedern der Menge angegriffen worden, als er den zweiten Schuss abgab.

Radikalisiert wurden diese jungen Männer durch ein irredentistisches Milieu, welches wiederum durch einen regelrechten Todeskult gekennzeichnet war, durch eine quasireligiöse Verherrlichung der Selbstaufopferung, der Rache und des Attentates. »Ich will wie eine Fackel brennen für mein Volk«, schrieb der verstorbene Selbstmordattentäter Žerajić, der sich 1910 nach einem verfehlten Attentat auf den österreichischen Landeschef von Bosnien das Leben nahm. Am letzten Abend vor dem Sarajevoer Attentat hielt sich Princip am Grab von ebendiesem Bogdan Žerajić auf. Das war nicht gespielt, alle wussten, wo sich das Grab auf dem Friedhof befand, ja, sie legten sogar Blumen dort ab, wenn auch die österreichischen Gerichtsprotokolle etwas böseartig anmerkten, diese Blumen seien nicht eigens für Žerajić gekauft, sondern von anderen Gräbern gestohlen worden. Das schätzt man ja an den Österreichern, dass sie so etwas merken; den meisten wäre das entgangen. Jedenfalls sagt dieses wiederholte Aufsuchen des Grabes eines toten Selbstmordattentäters vieles über die Kultur dieser irredentistischen Untergrundnetzwerke aus. Als ich auf der Schule von diesen Einzelheiten erfuhr, erschienen mir diese jungen, sehr fremden, fast unverständlichen Gestalten fest eingeschlossen in eine ferne Vergangenheit. Heute ist uns jedoch aus naheliegenden Gründen die Figur des Selbstmordattentäters gar nicht mehr so fremd.

Auch in anderer Hinsicht haben sich unsere Perspektiven auf die damaligen Ereignisse verschoben. Der Angriff auf die beiden Türme des World Trade Centers in New York machte uns auf die gestaltende, verwandelnde Kraft eines Ereignisses, eines Terroraktes aufmerksam – auch wenn man in ihm die Verkörperung tiefer, längerfristiger historischer Prozesse erkennt. Und hiermit möchte ich natürlich keinen billigen Vergleich zwischen dem Massenmord in New York und der höchst gezielten politischen Tötung zweier

Menschen herstellen. Dieser Hinweis auf die Bedeutung eines Ereignisses ist wichtig. Es ist manchmal das Ereignis als analytische Kategorie bei den Historikern aus der Mode gefallen. Es gab eine Zeit in den 1970er und 1980er Jahren, in der immer wieder der schöne, fast sprichwörtliche Satz von Fernand Braudel zitiert wurde, wonach die Ereignisse eigentlich nur der weiche, verächtliche, geschmeidige Abschaum seien, getragen von den großen Wellen der Strukturgeschichte der *longue durée*. Aber Ereignisse sind nicht unbedingt weich und geschmeidig: Sie können hart sein, und Strukturen, auch die der *longue durée*, können merkwürdig weich und geschmeidig daherkommen. Es waltet also ein offenes, dialektisches Verhältnis zwischen Ereignissen und Strukturen.

Und nach den Jugoslawienkriegen der 1990er Jahre sind wir vielleicht weniger geneigt, die Energie, das Gewaltpotential des damaligen Nationalismus im Balkan zu übersehen: Wir nehmen auch in ihm einen eigenständigen geschichtlichen Faktor wahr. Das ist wichtig, weil in weiten Teilen der Literatur zum Ersten Weltkrieg der Balkan einfach unsichtbar ist. Das gilt natürlich nicht für alle Untersuchungen, es gibt auch ausgezeichnete Studien, so etwa Katrin Boeckhs Buch *Von den Balkankriegen zum Ersten Weltkrieg* (1996), aber im Großen und Ganzen ist der Balkan in den allgemeinen, übergreifenden Darstellungen oft kaum sichtbar.

Die Sommerkrise von 1914 mag also in einer größeren zeitlichen Entfernung von uns stehen, sie ist uns aber paradoxerweise näher als vor zehn, 20 oder 30 Jahren. Denn erst langsam ist es uns klar geworden, was genau das Ende der bipolaren Stabilität des Kalten Krieges für die Entwicklung des globalen geopolitischen Systems bedeutet. Wir befinden uns, wie die Zeitgenossen des Jahres 1914, in einer zunehmend gefährlicher werdenden multipolaren Welt.

Vor einiger Zeit hatte ich die Gelegenheit, in Belgrad einen Vortrag des US-Politologen George Friedman zu hören. Er hat darin zwischen dem ›post-cold war‹ und dem ›post-post-cold war‹ unterschieden. Im ›post-cold war‹ – das ist die Zeit etwa zwischen 1989 und 2006/07 – gab es ja nur noch eine Großmacht, die auf den Beinen war, die den Blick beherrscht hat: Das waren die Vereinigten Staaten. Es war eine unipolare Welt, das kommt nur selten vor, und ab etwa 2006/07 sind wir wieder in die Multipolarität gerückt: Wir befinden uns seither in einer multipolaren Welt, die durch zahlreiche regionale Krisen und durch das Neben- und Gegeneinander eines ermüdenden und vermeintlich im Niedergang begriffenen Weltreichs gekennzeichnet ist. 1914 hat man von Großbritannien als einem müden Titanen gesprochen. Heute könnte man diese Phrase vielleicht auf Washington

anwenden. Jedenfalls wird das Weiße Haus seiner Weltrolle müde. Andererseits sieht man eine emporstrebende Weltmacht, die mit ihrem ungezügeln Rütteln am globalen Mächtegefüge in manchen Hauptstädten für Unruhe sorgt, und hier meine ich natürlich nicht Russland, das indessen wiederum von diesem multipolaren Gefüge nicht getrennt werden kann. Auch in dieser Hinsicht sind die Staatsmänner von 1914 unsere Zeitgenossen. Diese zeitbedingten Verschiebungen der Perspektiven sind für uns als Historikerinnen und Historiker eine Herausforderung, denn sie drängen uns, die Entstehung dieses Krieges immer wieder mit ‚frischen Augen‘ anzusehen. Diese Herausforderung anzunehmen, heißt mitnichten, durch mutwillige Aktualisierung, also durch einen vulgären Präsentismus, die Vergangenheit für heutige politische Bedürfnisse brauchbar zu machen. Das wäre nichts anderes als Propaganda. Das Annehmen dieser Herausforderung bedeutet vielmehr, von unserem verwandelten Standpunkt zu profitieren, nicht das, was schon entdeckt und erkannt worden ist, zu verleugnen oder einseitig zurückzuweisen im Sinne eines umfassenden Revisionismus, sondern diejenigen Aspekte des Geschehens, die nun durch unseren Standpunktwechsel ins Licht gerückt sind, anzuerkennen und in unsere Argumente, in unser Verständnis einzuarbeiten. In dem Buch *Die Schlafwandler* (2013), das ich zu diesem Thema vorlegen konnte, habe ich versucht, dem Leser einen frischen Blick auf ein altes Problem zu gewähren. Ich habe neue Tendenzen und neue Argumente aus der Literatur aufgegriffen – das machen alle Historiker, denn wir stehen alle auf den Schultern der Kollegen – und miteinander in Beziehung gebracht. Denn, denkt man an die wichtigsten neueren Arbeiten zu diesem Thema, dann wird sofort klar, dass unser Bild des damaligen Geschehens zurzeit stark im Wandel begriffen ist. Es stimmt eben nicht, wie manchmal in der Presse und in Rezensionen behauptet worden ist, dass wir schon wissen, wie dieser Krieg zustande kam oder dass darüber ein Konsens zwischen den Historikern bestehen würde. Das stimmt gerade nicht, es existiert vielmehr ein sehr gebrochenes, ein sich sehr rasch entwickelndes Bild.

Ich habe in meinen Erwägungen etwa auch versucht, unterbelichtete Teile des dem Krieg zugrunde liegende Ursachengeflechts stärker zu berücksichtigen. Ein Beispiel dafür wäre der italienische Angriff auf Tripolitanien im Jahre 1911. Dieser Konflikt begann damit, dass das Königreich Italien vollkommen unprovokiert das Gebiet, das wir heute Libyen nennen – bis zu den 30er Jahren bestand das Land noch aus den drei integralen Provinzen des Osmanischen Reiches Fessan, Tripolitanien und Kyrenaika –, angegriffen hat. Im Laufe dieses heute weitgehend, interessanterweise sogar



in Italien, vergessenen Krieges, wurden damals zum ersten Mal Flugzeuge zur Luftaufklärung eingesetzt; viel wichtiger noch: Es fanden auch erstmalig Luftangriffe statt. Bomben wurden von Fliegern und Luftschiffen abgeworfen. Es war nach heutigen Maßstäben gewiss eine sehr handgestrickte Technik, denn der Pilot musste beim Fliegen die Bombe zwischen den Knien festdrücken, den Zünder mit der Hand einschrauben und scharfmachen und die Waffe dann auch wiederum mit der Hand auf diejenigen, die wir heute Bodentruppen nennen, herab werfen, ohne derweil die Kontrolle über seine Maschine zu verlieren. Bequemer war das bei den Luftschiffen, die bis zu 200 solcher Bomben mit sich führen konnten. Das waren immerhin die ersten Luftangriffe der Weltgeschichte. Und die Wirkung auf die türkisch-arabischen Truppen auf dem Boden war dementsprechend drastisch. Historiker des neuzeitlichen Maghreb, des neuzeitlichen Nordafrikas, erkennen in diesem Konflikt einen einschneidenden Faktor in der Entstehung des modernen panarabischen Nationalismus. Aber dieser Krieg war auch ein Meilenstein auf dem Weg zum großen Krieg, zum Ersten Weltkrieg. Miroslav Spalajkovic, der ehemalige Leiter der politischen Abteilung des serbischen Außenministeriums, später Gesandter Serbiens in St. Petersburg und dann wiederum später in Paris, ein Mann, der sich mit der Geopolitik des Balkans besser auskannte als irgendein anderer, erkannte in diesem libyschen Krieg den Urauslöser des großen Krieges. Erst der italienische Angriff auf Tripolis, betonte er, habe die Balkanstaaten zum Angriff auf das Osmanische Reich ermutigt und damit den Prozess in Gang gesetzt, der letztlich zum großen Krieg führte. Kurz nach dem Krieg sagte er einem französischen Journalisten: »C'était la première agression«. Alle darauffolgenden Ereignisse waren nicht mehr als die Weiterführung dieser ersten Aggression. Und das ist nicht nur deshalb interessant, weil auch in letzter Zeit, seit 2011, genau 100 Jahre später also, Libyen in der Verschärfung der Spannungen zwischen den Großmächten wieder eine Rolle spielt, sondern auch, weil dieser italienische Krieg in das ältere, deutschlandzentrierte Bild des Vorkriegsgeschehens gar nicht hineinpasst. Die Italiener sind nicht etwa von den Deutschen oder den Österreichern in den Krieg gehetzt worden, sondern von den Briten und den Franzosen. Das hatte weniger mit kontinentaler Hegemonie als mit Imperialismus der alten Schule zu tun. Ich habe auch versucht, die undurchsichtigen, auch oft chaotischen Prozesse der Entscheidungsfindungen aller europäischen Exekutiven zu beleuchten und zu untersuchen. Man kann in den Ereignissen des Juli 1914 eine sogenannte internationale Krise sehen, ein Begriff, der eine Gruppe von Nationalstaaten impliziert, die man sich als kompakte, autonome, eigenstän-

dige Einheiten vorstellen muss wie Billardkugeln auf einem Tisch. Es ist interessant: Die Karikaturen der damaligen Zeit stellen auch die Staaten immer wieder als und durch Menschen dar. Ich denke jetzt an eine berühmte Karikatur zur China-Frage in den 1890er Jahren. Da sieht man eine große Torte, China-markiert, das ist die etwas plumpe Allegorie, und die ist auf einem runden Tisch, und um den Tisch herum sitzen England, verkörpert durch die Königin Victoria, Deutschland, verkörpert durch den Kaiser mit seinen hochstrebenden Schnurrbärten, Russland, verkörpert durch den Zaren, Japan durch einen Meiji-Beamten, Frankreich, gar nicht durch einen Staatsmann, sondern durch Marianne usw. So entsteht jedenfalls der Eindruck, diese Staaten agierten wie Menschen, hätten einen einheitlichen Willen und könnten homogen handeln. Aber: Die souveränen Strukturen, die in der Krise des Jahres 1914 die Politik gestalteten, waren überhaupt nicht wie Billardkugeln und nicht wie Individuen, sie waren vielmehr ausgesprochen gebrochen und uneinheitlich. Damals herrschte eine Unsicherheit darüber – und unter Historikern besteht sie noch heute –, wer innerhalb der verschiedenen Regierungsapparate genau die Macht hatte, den politischen Kurs zu bestimmen. Überdies gingen politische Initiativen nicht unbedingt vom Zentrum des Systems aus, sie konnten von recht peripheren Orten, vom diplomatischen Apparat, von militärischen Befehlshabern, von Ministerialbeamten und sogar von Gesandtschaftsräten und natürlich auch von Botschaftern ausgehen, die häufig auf eigene Faust Entscheidungsträger waren. Die Botschafter entwickelten überhaupt ein sehr hochtrabendes Gefühl ihrer eigenen Autonomie. Mein Lieblingsbeispiel dafür bietet Paul Cambon, der französische Botschafter in London; in einem Brief des Jahres 1901 bemerkte er, dass die gesamte Geschichte der französischen Diplomatie lediglich auf eine lange Liste der Versuche der Akteure im Ausland hinauslaufe, etwas gegen den Widerstand aus Paris durchzusetzen. Wenn er mit den amtlichen Instruktionen aus der Hauptstadt nicht einverstanden war, verbrannte er sie einfach. Das konnte man damals. Es gab offene Kamine in den Büros und keine Rauchmelder. Bei einer so offenen und polyzentrischen Struktur ist es vielleicht wenig überraschend, dass die Machtverhältnisse in den europäischen Exekutiven so fließend waren. Man denke etwa an die erstaunliche Tatsache, dass während der Amtszeit des britischen Außenministers Sir Edward Grey nicht weniger als 16 französische Außenminister gekommen und gegangen sind und zwei von ihnen sind sogar zwei Mal gekommen und gegangen. Das ist wirklich eine Errungenschaft. Alleine dadurch gewinnt man ein Gespür dafür, wie drehtürähnlich die Struktur dieses Ministeriums war. Kein Wunder auch, dass dieses Ministerium bei

den ambitionierteren französischen Politikern nicht besonders populär war. Dies vermittelt zudem einen Eindruck von der Instabilität an der Spitze des Systems. Man kann gewissermaßen von einer heisenbergschen Unschärfe sprechen, was den Ort der Macht in diesen komplexen Strukturen angeht. Und da stellt sich oft die Frage, ob man überhaupt im Falle Russlands oder Österreich-Ungarns von einer einheitlichen außenpolitischen Linie sprechen kann. Auch in England herrschte trotz der verfassungsmäßig sehr starken Position des Außenministers Sir Edward Grey Unsicherheit über das Verhältnis Englands zu den Entente-Mächten. Greys Ententismus, seine persönliche Unterstützung für die Entente mit Frankreich, nicht unbedingt mit Russland, wurde von der Mehrheit der britischen Kabinettsminister gar nicht getragen und nicht geteilt, geschweige denn von der Mehrheit der liberalen Partei oder vom britischen Parlament. Das Ergebnis war eine dauernde Unschärfe in der britischen Außenpolitik. Denn die Notwendigkeit, einen geballten Widerstand aus dem Inneren der Regierung mit einer Politik auszubalancieren, die auf den Erhalt der Entente als Instrument der britischen Sicherheits- und Machtpolitik ausgerichtet war, hatte eine irritierende Zweideutigkeit der britischen diplomatischen Signale zur Folge. Hier wie andernorts im damaligen Europa machten die daraus folgenden Schwankungen der Politik und die widersprüchlichen Signale es nicht nur den Historikern, sondern zuallererst den damaligen Politikern schwer, das internationale Umfeld zu deuten.

Verschärft wurden die Auswirkungen dieser strukturellen Schwäche in den Entscheidungszentren durch die vielen plötzlichen Veränderungen im internationalen System. Sie wurden immer schneller. Sie kamen immer rascher in der Folge in den letzten Monaten und Jahren vor dem Ausbruch des Krieges. Also, verschärft wurde die Krisenanfälligkeit des Systems durch das, was wir vielleicht die hohe Gewalt der Ereignisse nennen können. Viele große Werke der Literatur zur Entstehung des Ersten Weltkrieges haben sich mit den dem Kriege zugrunde liegenden längerfristigen Prozessen des Wandels befasst, dem Aufkommen des Nationalismus, des Sozialdarwinismus, die Entstehung einer zunehmend chauvinistischen Medienöffentlichkeit, dem durch die plötzliche Entstehung eines Deutschen Nationalstaates mitten in Europa ausgelösten epochalen Strukturwandel. Faktoren der *longue durée*, die wichtig und unentbehrlich sind zur Erklärung des Ausbruchs dieses Krieges. Ausschlaggebend für die Komplexität der Ereignisse waren meines Erachtens aber die raschen Veränderungen im internationalen System, die plötzliche Entstehung eines albanischen Nationalstaates im Jahre 1913, die durch die zwei Balkankriege verursachte totale Umwälzung der regiona-

len Machtverhältnisse auf der Halbinsel, die Annäherung Rumäniens an St. Petersburg, das türkisch-russische Wettüsten im Schwarzen Meer oder die Umorientierung der russischen Politik von Sofia nach Belgrad, um nur einige dieser Ereignisse zu nennen. Das waren eben keine langfristigen historischen Übergänge, keine *forces profondes*, um die Formulierung von Pierre Renouvin, des großen Historikers für die Vorkriegszeit, aufzunehmen, keine *forces profondes*, die sich über Generationen hinweg entfaltet hatten, sondern kurzfristige Neuausrichtungen, *phénomènes de courte durée*. Sie haben die Entscheidungsträger der Vorkriegswelt vor immer neue Herausforderungen gestellt und die Folgen wurden durch die Fluidität der Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Exekutiven naturgemäß noch verstärkt. Ein weiterer wichtiger Aspekt der Vorkriegspolitik, den man vielleicht stärker betonen sollte als in der Literatur zur Kriegsentstehung allgemein der Fall gewesen ist – und hier bin ich nicht allein, sondern das ist auch von anderen Historikern so gesehen worden –, ist die wachsende Bereitschaft innerhalb des französisch-russischen Bündnisses in den letzten zwei Vorkriegsjahren, einen Krieg balkanischen Ursprungs in Kauf zu nehmen, d.h. einen balkanischen Lokalkonflikt als *casus foederis* anzusehen. Man kann dieses komplexe Thema anhand eines Beispiels recht zutreffend beleuchten: Am 19. Dezember 1912 wurde über eine Unterhaltung in Paris berichtet. Die Gesprächspartner waren Oberst Ignatjew, der russische Militärattaché in Paris, und Alexandre Millerand, der französische Kriegsminister. Damals befand sich Südosteuropa im Bann der balkanischen Winterkrise 1912/13. Im Oktober 1912, als der erste Balkankrieg losbrach, hatte Russland entlang der galizischen Grenze, also die Grenzen zu Österreich-Ungarn, seine Truppenstärken massiv verstärkt, um Österreich von einem eventuellen Eingriff in den sich schnell ausbreitenden Balkankrieg abzuschrecken. Die Österreicher reagierten mit Gegenmaßnahmen und es kam zu einer potentiell gefährlichen Eskalation auf beiden Seiten. Die Krise verschärfte sich in der dritten Dezemberwoche, als weitere russische Maßnahmen bekannt wurden, etwa die Verstärkung von Kavallerieverbänden in den Wehrbezirken Kiew und Warschau und massive Pferdetransporte in den österreichischen Grenzbereich, und Pferdetransporte waren damals das Signal Nummer eins, dass vielleicht eine offensive Aktion unmittelbar bevorstand. Vor diesem Hintergrund spielte sich die Unterhaltung zwischen Ignatjew und Millerand in Paris am 19. Dezember ab. Millerand erwähnte die österreichisch-ungarischen Truppenverstärkungen an den serbischen und galizischen Grenzen und ich berichte aus dem Brief, den der russische Attaché für seinen Vorgesetzten, Generalstabschef Jakow Schilinsky, verfasste: Ignatjew erzählte,

Millerand habe ihn gefragt, was seiner Meinung nach das Ziel der österreichischen Maßnahmen sei. Ignatjew antwortete, Vorhersagen zu dieser Frage seien schwierig, aber bisher seien die österreichischen Maßnahmen gegenüber Russland ohne Zweifel defensiven Charakters gewesen. Also eine vorsichtige Antwort auf die Frage. Darauf antwortete aber Millerand: »Gewiss, aber meinen Sie nicht, dass Österreichs Verhalten Russland geradezu herausfordert, Krieg zu erklären?« Ignatjew antwortete, dass er diese Frage nicht direkt beantworten könne, fügte aber hinzu: »ich weiß, dass wir weder einen europäischen Krieg wünschen noch Maßnahmen ergreifen wollen, die einen europäischen Flächenbrand auslösen könnten.« Da blieb er also auf der vorsichtigen Linie. Darauf gab Millerand eine bemerkenswerte Antwort: »Also, wären Sie gezwungen, Serbien sich selbst zu überlassen? Das ist natürlich Ihre Sache. Aber es muss deutlich gemacht werden, dass es nicht an uns liegt. Wir sind bereit.«<sup>4</sup>

Es steckt etwas Erstaunliches in diesen Aussagen des französischen Kriegsministers. Millerand war ein allgemein geachteter sozialistischer Parteipolitiker, bekannt für seinen Einsatz in bildungspolitischen, sozialstaatlichen und arbeiterrechtlichen Fragen. Im Bereich Außenpolitik hatte er überhaupt keine Erfahrung. Er handelte vermutlich unter Anleitung des Ministerpräsidenten Raymond Poincaré. Millerand kannte Poincaré persönlich sehr gut. Die beiden waren Schulkameraden am Lycée Louis le Grand gewesen. Seine Worte entsprachen einer Ansicht der strategischen Lage Frankreichs, die in den französischen Führungskreisen damals weit verbreitet war. Wenn man danach sucht, findet man überall Hinweise auf diese Ansicht. Ja, es hatte den Anschein, schrieb Ignatjew in einem späteren Brief an seinen Vorgesetzten, als ob die französische Regierung in voller Bereitschaft stehe, Russland gegen Österreich und Deutschland beizustehen, und zwar nicht nur diplomatisch, sondern auch, wenn notwendig, unter Anwendung von militärischer Gewalt. Worin lag aber der Grund für diese Kriegsbereitschaft? Sie lag, so Ignatjew, in der festen französischen Überzeugung, dass ein Krieg balkanischen Ursprungs den bestmöglichen Ausgangspunkt für einen breiteren Konflikt bieten würde, weil nur ein solcher Krieg Deutschland zwingen würde, bedeutende militärische Mittel gegen Russland einzusetzen und damit die französische Front zu entlasten. Ignatjew kam später zu dem Schluss: Diese Tendenz in der französischen Außenpolitik sollten wir fördern, denn, wenn wir nämlich die Möglichkeit eines europäischen Krieges wegen der Entwicklung auf dem Balkan vorhersehen können, dann

---

<sup>4</sup> Zit. nach ebd., S. 392.

ist es besser, die Franzosen im Voraus schon auf den Gedanken zu bringen, dass unser lokaler Konflikt mit Österreich wegen der türkischen Erbschaft den Anfang – hier meinte er natürlich die Dardanellen – einer Lösung des slawisch-deutschen Kampfes bildet, eines Kampfes, in dem Frankreich sein Schicksal mit den slawischen Interessen verknüpfen muss.

Man muss sich gar nicht länger mit den Wendungen der Balkan-Politik aufhalten, denn zwei Punkte sind bemerkenswert und profilieren sich jetzt schon heraus: Der erste ist, dass diese Ausdehnung des Anwendungsbereichs des französisch-russischen Bündnisses ein Novum darstellte. In früheren Jahren hatte die französische Diplomatie St. Petersburg immer wieder vor irgendwelchen Balkan-Abenteuern gewarnt. Frankreich, sagten sie, würde auf dem Balkan kein vitales Interesse Russlands, geschweige denn Frankreichs, erkennen. Frankreich wäre also niemals bereit, seinen Arm für den Balkan zu riskieren. Das änderte sich jedoch in den letzten Vorkriegsjahren, als Poincaré dann doch den Balkan in die Sicherheitslogik des Bündnisses integrierte. Damit wurde aber Serbien – und das ist der zweite Punkt – gewissermaßen zu einem strategischen Vorwerk der Entente. Man ließ entlang der österreichisch-serbischen Grenze eine Art geopolitische Sollbruchstelle einbauen. Man stellte sich einen dritten Balkan-Krieg vor und man sah in ihm, angesichts der komplexen Sicherheitslogik der Entente, – sie war in der Tat sehr komplex, denn die Interessen der beiden Großmächte lagen weit auseinander – sogar die optimale Ausgangssituation für einen Krieg unter den Großmächten, einen Krieg, der viele wichtige Fragen jetzt endgültig entscheiden sollte. Sollte der Krieg kommen, würde diese Ausgangslage wohl die besten Chancen bieten.

Hier ging es wohlgemerkt keineswegs um die Durchsetzung eines sorgsam durchdachten Konzepts oder gar um einen Kriegsplan. Das Verhältnis zwischen den Positionen von 1912/13 und dem Ausbruch des Krieges im folgenden Jahr war weder geradlinig noch zwangsläufig. Frankreich ging auf diesen Kurs ein, nicht weil es einen Krieg herbeiführen wollte, sondern aus der Defensive heraus. Die ambivalenten Signale aus London ließen in Paris Zweifel aufkommen, ob man sich auf die Briten wirklich verlassen konnte. Je weniger man ihnen traute, und man traute ihnen in der Regel immer weniger, desto mehr klammerte man sich an das große Russland, dessen militärische und wirtschaftliche Stärke von fast allen in die Überlegungen einbezogenen Staatsmännern damals maßlos überschätzt wurde. Es war allerdings nicht das Szenario eines auf dem Balkan ausgelösten Krieges an sich, ein eigentlich ziemlich abstraktes Szenario, welches Europa in den Krieg hineintrieb, es war eher umgekehrt. Die von vornherein spekulativ

erarbeitete Idee eines Krieges balkanischen Ursprungs lieferte den gedanklichen Rahmen, in dem die inzwischen schon eingetretene Krise, ausgelöst durch den Doppelmord zu Sarajevo, wiederum verstanden und interpretiert wurde. Das Szenario wird dann sozusagen handlungsleitend: aber erst dann. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, dass Poincaré, inzwischen Staatspräsident Frankreichs geworden, die Gelegenheit seines St. Petersburger Staatsbesuches in den Tagen vom 20. bis zum 23. Juli nutzte, um eine Politik der Festigkeit (»de la fermeté«) auf dem Balkan vehement zu unterstützen. »Il faut tenir le coup«, man muss bis zum Letzten hart bleiben, man muss durchhalten. Und nur vor diesem Hintergrund lässt sich die Beobachtung Ignatjews vom 30. Juli 1914 verstehen, er finde überall unter den französischen Militärs in Paris »unverhohlene Freude über die Chance [...], in den Augen der Franzosen vorteilhafte strategische Bedingungen zu nutzen.«<sup>5</sup> Das sind vielleicht überraschende Worte, wenn Sie aus Paris kommen; wenn Sie aus Berlin kommen, überraschen Sie uns überhaupt nicht. Wir wissen, dass die Gesichter auch in Berlin gestrahlt haben. Wir wissen, dass, als die Nachricht des Krieges kam, die Champagnerkorken im Berliner Kriegsministerium geflogen sind. Aber die Gesichter haben eben nicht nur in Berlin gestrahlt. Kurzum: In den Jahren und Wochen vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verknüpften Russland und Frankreich auf höchst asymmetrische Weise die Sicherheitspolitik zweier großer Mächte mit dem ungewissen Schicksal eines kleinen Staates. Asymmetrisch war diese Verknüpfung, weil die Österreicher kein entsprechendes Vorwerk gegenüber dem Russischen Reich besaßen. Es geht hier nicht um Moral, denn, wenn die Österreicher ein solches Vorwerk besessen hätten, dann hätten sie es sicherlich genauso gegen Russland ausgespielt wie die Russen es auf dem Balkan taten. So handeln nun mal Großmächte. Russland und Frankreich ermutigten diesen Staat in seiner Laufbahn unter völliger Missachtung der regionalen Konsequenzen. Das war gewiss ein riskantes Unterfangen. Das alles heißt allerdings absolut nicht, dass wir den Bellizismus, die Aggression und die Paranoia jener deutschen Militärs, Polizisten und Politiker kleinreden sollten, die zu Recht die Aufmerksamkeit Fritz Fischers und seiner historischen Schule auf sich zogen. Der Historiker Dieter Hoffmann hat neulich über 30 Gelegenheiten genannt, bei denen hohe deutsche Befehlshaber nachdrücklich »je eher desto besser« einen Krieg forderten, selbst wenn das hieße, selbst die Initiative ergreifen zu müssen. Es geht hier also nicht – das möchte ich wirklich betonen, denn das Buch ist in dieser Hin-

---

<sup>5</sup> Zit. nach ebd., S. 617.

sicht vielfach missverstanden worden – um einen Freispruch für die damalige deutsche Staatsführung. Es besteht überhaupt kein Grund, mit Stolz auf die Außenpolitik des Kaiserreiches zurückzublicken. Aber die Wege der deutschen Vorkriegs- und Risikopolitik müssen in ein gesamteuropäisches Ursachengefüge eingebettet werden.

Eine letzte Bemerkung zu dem Buch, das ich zu diesem Thema geschrieben habe, sei gestattet: Es orientiert sich nicht primär an der Frage, wer an der Entfesselung des Krieges schuld gewesen sei. Das Problematische an einer schuldorientierten Herangehensweise ist überhaupt nicht, dass man am Ende vielleicht eventuell der falschen Partei die Schuld gibt. Es ist heute kein Politikum wie es damals im Zeitalter des Versailler Friedensvertrages eines war. Es ist vielmehr so, dass schuldorientierte Darstellungen sehr oft mit eingebauten Prämissen einhergehen. Dass zum Beispiel in konfliktreichen Interaktionen ein Protagonist letztlich Recht und der andere Unrecht haben muss. War es von den Serben falsch, eine Vereinigung des Serbentums anzustreben? Schließlich haben die Serben nichts anderes verlangt als die Italiener und die Deutschen im 19. Jahrhundert schon erreicht hatten, nämlich die Herstellung eines Nationalstaates, wenn nötig auch mit militärischer Gewalt. Hatten die Österreicher Unrecht, als sie auf der Unabhängigkeit Albaniens bestanden? Eine Politik, die natürlich den Zugang Serbiens zur Adria blockiert hat und die in Belgrad auf Wut und Empörung stieß? War eines dieser Unternehmen falscher als das andere? Die Fragen sind natürlich bedeutungslos, *C'est une question mal posée*. Sie gehen an dem Wesen der Sache vorbei. Es geht hier grundsätzlich um einen Interessenskonflikt. Außerdem engt ein schuldorientierter Ansatz das Blickfeld ein. Gegen einen vermeintlich schuldigen Staat wird Beweismaterial gesammelt. Schließlich ahnt man schon von vornherein, wer der Schuldige ist. Man sucht dann die Beweise und meistens nur in den Archivalien des für schuldig gehaltenen Staates. Man untersucht das politische Temperament eines bestimmten für schuldig gehaltenen Staates, statt auf multilaterale Prozesse der wechselseitigen Beeinflussung zu schauen. Und dabei neigen die Ermittler bei der Schuldsuche sehr oft dazu, die Aktionen der Entscheidungsträger als geplant und von einer kohärenten Absicht getragen zu konstruieren. Es geht ja nicht nur darum zu beweisen, dass eine Person oder ein bestimmtes Entscheidungszentrum den Krieg verursacht, sondern auch, dass er oder es den Krieg gewollt und geplant hat.

In der extremen Form bringt diese Vorgehensweise konspirative Versionen hervor, in denen eine Clique mächtiger Einzelpersonen wie die Bösewichte mit Samtjackett in James Bond-Filmen, eine weiße Katze streichelnd, die



Ereignisse hinter den Kulissen im Einklang mit einem bösen Plan steuern. Mein Buch besteht darauf – und ich plädiere nach wie vor dafür –, die Komplexität der Kriegsentstehung ernst zu nehmen. Die Krise, die im Jahre 1914 zum Krieg führte, war die Frucht gemeinsamer europäisch-politischer Kultur. Sie war genuin multipolar, genuin interaktiv und genuin europäisch. Gerade das macht sie zum komplexesten und meines Erachtens auch zum interessantesten Ereignis moderner Zeiten.

Leseprobe  
(c) Rombach Verlag